

## **NZZ-Podium vom 20. März 2014 1914 – vor hundert Jahren: der Erste Weltkrieg**

*Von Professor Włodzimierz Borodziej*

In den jüngsten Diskussionen um die Genesis des Ersten Weltkriegs wiederholt sich ein Satz nahezu unaufhörlich: Die Veröffentlichungen alleine über diese Frage füllen eine Bibliothek. So kann es an dieser Stelle um keine Zusammenfassung des Forschungsstandes gehen, den Jörn Leonhard unlängst zu einem Meisterwerk über «Die Büchse der Pandora» zusammengeführt hat,<sup>1</sup> sondern um einige Thesen und Vermutungen aus mitteleuropäischer Perspektive, welche zumindest für mehrere Länder relevant sind.

Von den Zeitgenossen bis zu heute aktiven Historikern und Lehrern gibt es wohl Einigkeit darüber, dass der Grosse Krieg ein langes 19. Jahrhundert mit einer nie gewesenen, bisanhin unvorstellbaren Explosion von Gewalt abschliesst. Das aus ihr erwachsene Leid und Elend veränderte sowohl die Eigenbetrachtung der Europäer als auch den Platz der europäischen Grossmächte in der Welt, kurzfristig auch deren Rangordnung innerhalb der kontinentalen Politik. Die Durchsetzung des nationalstaatlichen Prinzips auf den Trümmern der Imperien und die Entstehung eines kommunistischen Zentrums würden ebenfalls wohl alle für eine unmittelbare Kriegsfolge halten, während der Sieg des Faschismus und Nationalsozialismus zu den mittelbaren Ergebnissen gehört.

Damit ist die seinerzeit populäre Perspektive eines 30-jährigen europäischen Bürgerkriegs angesprochen, die jedoch heute seltsam antiquiert klingt. Zwar verleiht sie der Deutung des Kampfes zwischen Liberalismus und Demokratie sowie dem rechten Totalitarismus einen durchaus passenden Rahmen, zugleich übergeht sie aber die Frage des Stalinismus bzw. Staatssozialismus. Nimmt man den bolschewistischen Gegenentwurf zum Liberalismus als Herausforderung des letztgenannten ernst, so stimmen weder die dreissig Jahre noch der Begriff des Krieges: Das Sowjetimperium ist bekanntlich nicht an diesem gescheitert, sondern hat den jahrzehntelangen Frieden nicht überlebt. Auch die andere, jüngere Grosstheorie über den Ersten Weltkrieg als Krise der Hochmoderne würde nicht viele Rumänen, Ukrainer oder Tschechen überzeugen, falls sie diese eines Tages kennenlernen sollten. Die Vorstellung, die Imperien hätten keine bessere Option formuliert, als die massiven, im Zuge von Globalisierung, Industrialisierung und Demokratisierung angewachsenen Spannungen in einem Kriegtladen zu lassen, verdrängt Mentalitäten und Erfahrungshorizonte: Überall, wo Entscheidungen fielen, glaubte man 1914 an den Krieg als legitimes Mittel der Politik, an den schnellen Erfolg der Verwendung dieses Instruments, an Prestige als Grundlage der Zugehörigkeit zum Kreis der Grossmächte, nicht zuletzt an den Sozialdarwinismus als Ordnungsprinzip der Welt.

---

<sup>1</sup> Jörn Leonhard: Die Büchse der Pandora. Geschichte des Ersten Weltkriegs, München 2014.

Und schliesslich die zumindest im deutschen Sprachraum bekannteste These. Kein Satz wird in der Geschichtsschreibung über den Ersten Weltkrieg so oft zitiert wie jener von Georg F. Kennan aus dem Jahre 1979: der Grosse Krieg sei «the great seminal catastrophe of this century» gewesen, «the event which, more than any others, excepting only, perhaps the discovery of nuclear weaponry and the development of the population-environmental crisis, lay at the heart of the failure and decline of this Western civilization»<sup>2</sup>. Dies ist abermals imperial gedacht; es setzt ein Verständnis der «Western civilization» voraus, in dem das Nationalstaatsprinzip, wie es mit dem Grossen Krieg den entscheidenden Schub zur Verwirklichung erfahren hat, schlicht ignoriert wird. Anders formuliert: «Western civilization» wäre demnach ein Europa, in dem Deutsche, Italiener oder Ungarn einen Nationalstaat besitzen dürfen, hingegen Polen, Iren, Tschechen und viele andere einen Zivilisationsbruch einleiten, indem sie denselben Anspruch stellen.

Kein Wunder, dass man in «meinem» Teil Europas diese Ansicht lediglich in Budapest teilt. Anderswo, von Helsinki über Warschau und Prag, Bratislava und Bukarest bis hin nach Ljubljana, Zagreb und Belgrad kann man diesen Satz lediglich als Missverständnis begreifen: 1914 bis 1918 ist in der Tat eine Grundzäsur, als «die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts» – so die nochmals zugespitzte deutsche Übersetzung – wird es nirgendwo betrachtet. Dem Strategen Kennan dürfte dies kein Kopfzerbrechen bereitet haben. Ihm schien Europa nach 1945 als mächtropolitische System dem vor 1914 gespenstisch ähnlich: auf beiden Seiten hochgerüstete Grossmächte, in beiden Fällen ein vorhersehbarer Automatismus von Aktion und Reaktion – wie er im Sommer 1914 den unaufhaltbaren Dominoeffekt produzierte.

Womit wir bei den jüngsten Diskussionen angelangt wären (wie sie von Christopher Clark und Margaret MacMillan angestossen werden) um die Vergleichbarkeit der Gefahren von vor hundert Jahren und heute. Wenn ich es richtig sehe, haben die Ereignisse der letzten Wochen – Stichwort Ukraine – diesen Diskussionen eine neue Richtung gegeben, wo am Ende nicht China als neue Herausforderung, sondern Russland als alte, zeitweilig kurios unterschätzte Gefahr zu sehen ist.

Kehren wir jedoch zu den direkten Verbindungen zurück, die zwischen dem Europa von 1914 und heute konstruiert werden. Ein britischer Lehrer antwortete unlängst auf die Frage, was die Schüler in seinem Land über den Weltkrieg erfuhren, lakonisch: Es gehe eigentlich nur um den Kampf zwischen Grossbritannien und Deutschland: «What they learn can be summed up in one word: trenches.»<sup>3</sup> Sie sind in der Tat das Symbol des jahrelangen Massakers. Wie schief das Bild ist – wie sehr die Konzentration auf den Schützengraben nicht einmal den Kriegsverlauf, sondern die permanente kulturelle Asymmetrie zwischen West und Ost reproduziert – mögen folgende Beispiele vergegenwärtigen.

---

<sup>2</sup> George F. Kennan, *The Decline of Bismarck's European Order. Franco-Russian Relations, 1875–1890*, Princeton University Press 1979, S. 3.

<sup>3</sup> [www.theguardian.com](http://www.theguardian.com) 15. 01. 2014.

Die Spezialisten wissen seit Jahren, dass der Bewegungskrieg im Osten (neben der westrussischen vor allem die osmanische, rumänische und serbische Front) in vergleichbaren Zeiträumen oft nicht nur proportional mehr Opfer nach sich zog als der Stellungskrieg. Bleiben wir jedoch bei den trenches: Nicht nur im Historial in Péronne lernt der Besucher, die blutigste Schlacht sei jene an der Somme gewesen, mit über einer Million Verlusten auf beiden Seiten innerhalb von fünf Monaten. Niemand erinnert an die etwa gleich lange Stellungsschlacht in den Karpaten im Winter 1914/1915. Die kaiserlich-königliche Armee verlor damals etwa 800 000 Mann, wobei sie offenbar mehr Kranke und Erfrorene zu beklagen hatte als Opfer der Feindeinwirkung; die Verluste der Russen dürften etwas geringer gewesen sein. Die österreichisch-ungarische Armee verlor damals alleine in der Festung Przemyśl 120 000 Gefangene, womit wir bei dem nächsten Beispiel sind: Die Zahl der Kriegsgefangenen, die wir zu Recht für eine der am meisten bedrohten Gruppen von Kriegsopfern zählen (mit Todesraten zwischen knapp 10 Prozent und 25 Prozent) war an den Ostfronten deutlich höher als im Westen. Und schliesslich das letzte Beispiel: Der berüchtigte Gaskrieg begann nicht – wie man in diesen Wochen oft lesen konnte – bei Ypern im April 1915, sondern wurde von deutschen Einheiten drei Monate früher in Mittelpolen ausprobiert und nach dem missglückten Versuch bei Ypern ebendort fortgeführt. Diese Geschichte hat für die Zwecke unseres heutigen Gesprächs nahezu emblematischen Charakter: Über die beim Gasangriff verwundeten Russen berichtete einige Tage später sogar die «New York Times». Trotzdem ist sie heute völlig vergessen.

Kommen wir nun zu dem aktuellen Gegensatz zwischen westlichem Erinnern und östlichem Vergessen. Grossbritannien gibt für die Feiern des 100. Jahrestags 50 Millionen Pfund aus, die BBC bringt 2500 Stunden Fernseh- und Hörfunkprogramme zu dem Thema. Australien spendet fast 85 Millionen. Dollar für ein mehrjähriges Programm, das der Erinnerung an das Anzac-Centenary dient; im Brüsseler Musée royal de l'Armée stehen die Menschen Schlange vor dem Eingang der Ausstellung «C'est notre histoire, 1914–1918»; in Grossbritannien gibt es eine Diskussion um Sinn oder Unsinn der Kriegsteilnahme. In Deutschland freut sich das Bürgertum, dass Clark das Zweite Reich entsorgt, und sichert seinen «Schlafwandlern» einen Absatz von 170 000 Exemplaren. Österreich gehört trotz Mangel an ähnlichen Sensationsmeldungen irgendwie dazu, sonst aber sehen wir die alte Linie Stettin–Triest wieder aufleben: Östlich von ihr, sieht man von Serbien und Bosnien-Herzegowina ab (die sich als Ausnahme eher für die Diskussion als für den Vortrag eignen), herrscht Stille. Auf den ersten Blick unbegreiflich, denn gerade im Osten entstand ab 1918 jenes Neue, das die europäische Landkarte bis heute prägt.

Die auffallende Stille zum Thema 100. Jahrestag zu verstehen, sollte trotzdem nicht allzu schwer fallen: Von Kroaten und Slowenen bis Esten und Finnen sind die Nationen Südost- und Ostmitteleuropas in einen Krieg hineingezogen worden, der nicht der Ihre war. Alle verhielten sich anfangs loyal – auch Deutschbalten, Polen, Ukrainer, serbische und rumänische Untertanen der Habsburger, die kein Abitur brauchten, um zu ahnen, dass sie nun ihre eigenen Landsleute töten würden. Deutschbalten und Serben durften

sicher sein, dass sie als loyale Staatsbürger Brudermord würden begehen müssen, bei den anderen grenzte Wahrscheinlichkeit an Gewissheit. Dass die Menschen und Staaten in beiden Regionen heute keinen Grund sehen, des 100. Jahrestags der kommenden Massenschlachtungen zu gedenken, wird man ihnen angesichts dieses Hintergrunds nicht wirklich verübeln können.

Zu dieser völlig anderen Betrachtungsweise des Grossen Krieges im «Osten» kommt hinzu, dass er ebendort in den wenigsten Fällen am 11. November 1918 aufhört. Er geht weiter und ist alles andere als «Krieg der Pygmäen», wie ihn Winston Churchill in seiner unnachahmlichen Arroganz betitelte. Wir brauchen hier gar nicht auf den russischen Bürgerkrieg einzugehen, der ohnehin ein separates Kapitel darstellt und das grösste und menschenreichste Land des Kontinents in ein Unglück stürzt, das aus der Perspektive von Brest-Litowsk und Compiègne – wo es um die Beendigung eines schrecklichen, dennoch regulären Krieges ging – unvorstellbar ist. Bleiben wir bei den «Pygmäen»: Ungarn erlebt 1919 Revolution und Konterrevolution, die baltischen Staaten und Polen konstituieren sich in den Nachfolgekriegen bis 1920, zwischen Griechenland und Türkei kommt ein Friedensvertrag erst 1923 zustande.

Nicht nur dauert hier der Erste Weltkrieg viel länger als im Westen. Er ist ein blutiger, oft hässlicher Bürgerkrieg, in dem sich die ehemaligen Staatsbürger der alten Imperien jeweils auf Kosten der anderen ihren Nationalstaat zurechtkämpfen. Und – vielleicht am wichtigsten – erst diese letzten Jahre nach 1918 führen zu einem Ergebnis, das den Rahmen für die nächste Generation konstituiert; mit der Ausgangskonstellation hat es so gut wie nichts zu tun.

Die Unterschiede in der heutigen Rezeption des Jahrestags 1914 lassen sich also – hoffentlich – rational erklären. «Divided memories» sind wahrlich keine östliche Erfindung. Andererseits wirken sie aus westlicher Sicht (sofern das Gespräch überhaupt auf dieses Thema kommt, was nicht übermässig oft der Fall sein dürfte) irritierend, da sofort der Verdacht aufkommt, die «neuen» Europäer gingen wieder einmal eigene Wege, die mit einem gemeinsamen europäischen Gedächtnis bzw. der Idee unseres Kontinents als Wertegemeinschaft kollidieren. Dass es erhebliche Unterschiede sogar in den amtlichen Deutungen des «Centenary» im «alten» Europa gibt – etwa zwischen dem Berliner «Gedenken» und dem Londoner «Feiern» – wird mit souveräner Gelassenheit ausgeblendet.

Hier würde ich die These vertreten, das «östliche» Vergessen sei einerseits eine durchaus angemessene Haltung. Wo es um Streitigkeiten unter Nachbarn geht, heilt Amnesie bekanntlich ebenso gut wie Erinnern. Das Gegenbeispiel samt Konsequenzen bietet der Sonderfall Serbien, wo Gavrilo Princip gewissermassen als erster Held im Kampf gegen das übermächtige Europa – möge es nun Habsburgermonarchie oder Europäische Union heissen – staatlicher Auflage gemäss gefeiert werden soll. Keine glückliche Lösung für das 21. Jahrhundert, könnte ein leiser Kommentar lauten.

Andererseits stellt sich die Frage, was nun diesem massenhaften, staatenübergreifenden, gesamtregionalen Vergessen zum Opfer fällt. Die Liste ist lang. Zunächst einmal die Toten: die in den Karpaten oder beim Bau der Murmanbahn Erfrorenen, Millionen Gefallene in Landschaften, deren Name einem Durchschnitteuropäer nichts sagt: Przasnysz und Soča, Hohenstein und Kowel. Auch wenn wir Soča durch Isonzo und Hohenstein durch Tannenberg ersetzen – sie sind allesamt keine Erinnerungsorte, und zwar weder für die Nachkommen der an diesen Orten Gefallenen noch für die dort lebenden Menschen. Ferner Verwüstungen und Anpassung der ethnischen Verhältnisse an die neuen Grenzen, abermals Millionen von Betroffenen – Flüchtlingen, Evakuierten und Deportierten; der Massenexodus aus der entstehenden Sowjetunion, aus Griechenland und der Türkei. Dann Unterernährung, Ersatz aller Art, alltägliche Eingriffe des Staates in Privatleben und staatsbürgerliche Rechte seiner Untertanen; der rasante Anstieg des Antisemitismus; die Frau als Neuerscheinung auf dem (ebenfalls vom Staat regulierten) Arbeitsmarkt, Milliarden von ausgegebenen Armenessen, Bettler und Invalide als fester Bestandteil der – auch – feinen Strassen und Korsos; schliesslich Krankheiten und Epidemien, denen Grosseltern und Urgroßeltern der heutigen «Ost»-Europäer mehr oder minder hilflos ausgeliefert waren.

Dies alles sind zählbare, statistisch nachweisbare Grössen. Ein anderes gesellschaftliches «Ur-Erlebnis», das ebenfalls Ost und West im Sinne einer shared memory verbinden sollte, kann man hingegen mathematisch nicht fassen: das Gefühl der Sinnlosigkeit, des unkontrollierbaren Wahnsinns, der jahrelang Millionen junge Männer der physischen Gewalt und weitere Millionen den oben aufgelisteten Plagen aussetzte, ohne dass etwa im vierten Kriegsjahr die Rückkehr zur Normalität – zum Frieden – wahrscheinlicher geworden wäre als 1914: Erst aus diesem Zerfall von Autorität, dem Verlust des Glaubens in die Obrigkeit, noch anders: aus dem Versagen der Imperien, erwachsen all die nationalen und sozialen Revolutionen, die das neue Europa schufen.

In den meisten Ländern der Region ging die Erinnerung an diese Vorgeschichte der eigenen Staatsgründung nicht nur wegen ihrer offensichtlichen Sinnlosigkeit verloren. Sie wurde zugedeckt durch den Zweiten Weltkrieg, noch später durch die Periode des Staatssozialismus, als die neuen Narrative weder für 1914 bis 1918 noch für die Nachfolgekriege irgendeine Verwendung hatten. Im Ergebnis stehen sich 2014 Schweigen und Erinnern sprachlos gegenüber. Man braucht keine allzu grosse Phantasie, um sich vorzustellen, dass sich diese Stille 2019 und 2020, wo es um Versailles und die Pariser Vorortverträge gehen wird, nicht wiederholen wird.